Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 23 (1919)

Artikel: Sagen aus Zwischbergen
Autor: Zulliger, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572241

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.10.2025

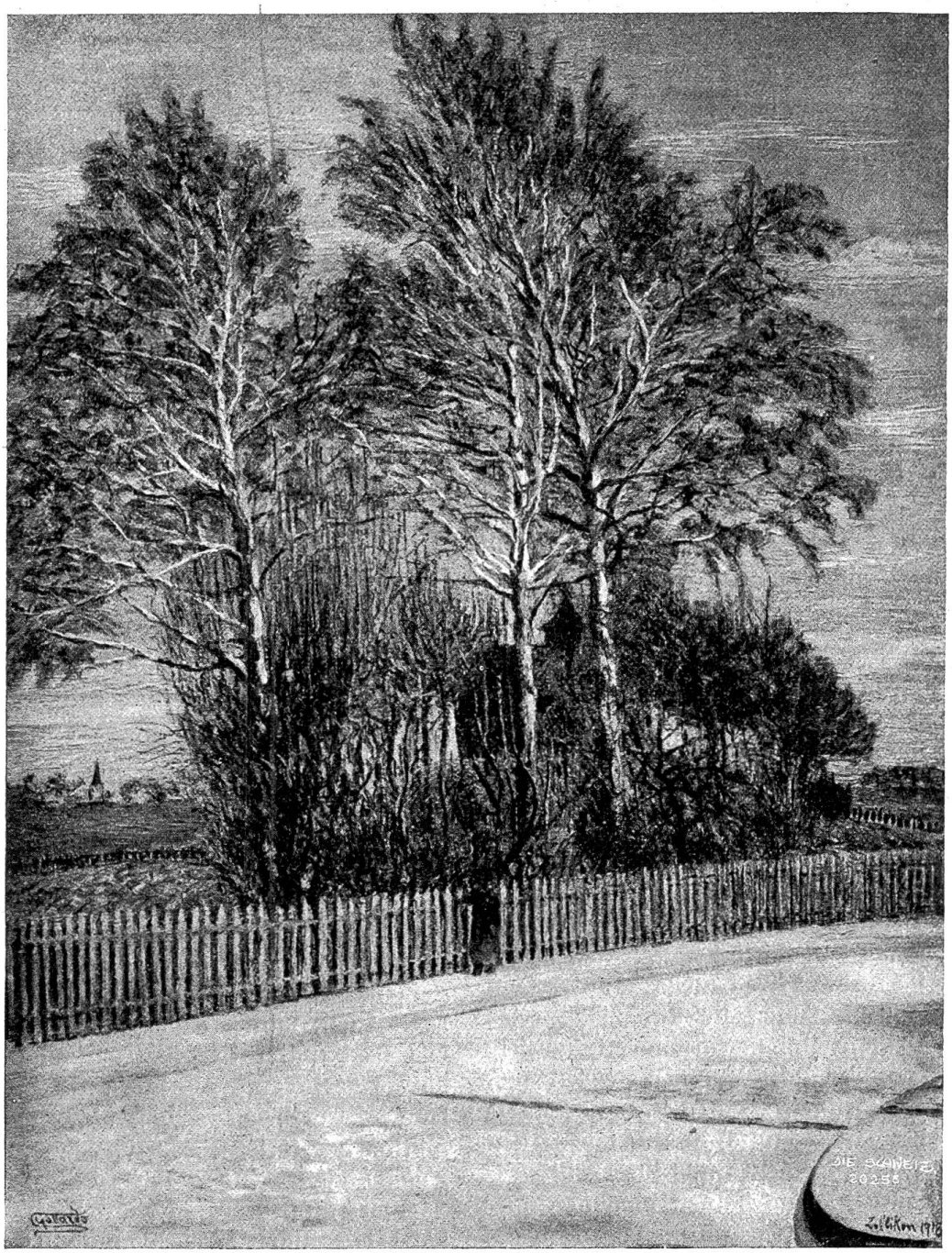
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sagen aus Zwischbergen.

Aufgezeichnet von Hans Zulliger, Ittigen. Nachdruck verboten.

Das Tschuggen-Mannji.

Auf der Alp Schwarz-Tschuggen im hintersten Zwischbergen wohnte vor Zeiten ein welscher Senne. Dieser legte an einem Nachmittag in seinem Stall ein neues Läger, weil das alte verfault war und große Löcher hatte. So fleißig er aber arbeitete, wurde er doch bis tief in die Nacht nicht fertig. Als er endlich den letzten Laden legen wollte, löschte mit einem Mal die Laterne aus, und es war stockfinster. Der erschrockene Mann ließ den Hammer fallen und stand auf. Da sah er einen bläulichen Schein. Aus der Spalte am Boden erhob sich ein buckliges Männlein, das auf einem schmächtigen Leibe einen runden, gelben Kopf trug, so groß wie eine Ankenballe. „Bevor du im



Gottardo Segantini, Maloja. **Aprilmorgen** (Zollikon 1918).

Herbste talzu ziehst, nimm den letzten Laden vom Läger weg und streu mir drei Hände voll Salz in die Lücke!" befahl es. „Dein Schade wird's nicht sein!"

Darauf verschwand das Mannji wieder, und die Laterne brannte wie zuvor. Der Senn strich sich mit der Hand über die Stirne und fragte sich, ob er nicht bloß geträumt habe. Dann legte er den letzten Laden und verkeilte ihn mit einem Holzsplitter. Vor der Talfahrt jedoch öffnete er den Lägerboden und streute das Salz. „Nützt es nichts, so schadet es nichts!" sagte er. Aber im nächsten Jahre schon merkte er den Segen des Männleins: das Vieh gedieh wie sonst an keinem anderen Orte, nie verlief oder „zerfiel" *) sich ein Stück, und jedermann beneidete den Welschen um seine prächtige Herde.

Als nun später andere Sennen auf den Schwarz-Tschuggen kamen, wollte einmal einer die Geschichte von dem buckligen Bootzlein **) nicht glauben, oder er war zu geizig — jedenfalls riß er vor der Alpabfahrt den Laden nicht auf, um Salz zu streuen. Wie er nun mit seinem Vieh bei der Wegbiegung an der Serra vorbeiging, kam plötzlich ein gewaltiger, schwarzer, herrenloser Hund laut kläffend hinter dem Kalkofen hervor und rannte mitten in die Herde. Die Kühe erschraken, kehrten um, und in der Verwirrung fielen die drei schönsten über die Fluh in den tiefen Graben des Zwischbergenbaches. Da wurde auch dieser Senne gläubig und erfüllte von da an den Wunsch des Tschuggen-Mannjis, und seither sah man den unheimlichen Hund nie wieder.

Die Heidentaufe.

Als die ersten Walliser in Zwischbergen eindrangen, fanden sie dort noch heidnische Schafhirten. Diese wollten nichts vom heiligen Glauben wissen, und lieber, als daß sie sich taufen ließen, zogen sie in die Berge zurück. Hinter dem Griegelhorn lebten sie am Giavinersee auf schönen Alpen. Aber das Gras verdorrte, Vieh und Menschen starben aus, und die saftigen Weiden und Kornäckerlein verwandelten sich in eine öde Steinwüste, auf der heute nur noch Murmeltiere und Dohlen hausen mögen.

Die Gottlosigkeit des Giavinervolkes rächte sich aber bis in unsere Zeit. Alle sieben Jahre kommt in der dritten Herbstquattembernacht schlags zwölf Uhr ein langer Zug von Lichtern talwärts gezogen. In den Lüften tönt ein unheimliches Murmeln und Flüstern. Das sind die Seelen der abgeschiedenen Heiden, die noch keine Ruhe gefunden haben. In der Nähe des Bielbrückleins machen sie Halt. Dann erscheint aus dem Felsen im wallenden Mantel ein greiser Bischof. In der einen Hand trägt er den Krummstab, in der andern eine silberne Schale. Das Wasser darin segnet er und tauft einen aus der Menge auf die heiligen drei Namen. Dieser einzige darf Ruhe finden und braucht nicht länger umzugehen. Sein Lichtlein löscht aus, während die anderen unter lautem Wehklagen in die Berge zurückziehen und warten müssen, bis nach sieben Jahren der Bischof aus dem Felsen wieder hervortritt und einen durch die Taufe von seinem unseligen Dasein erlöst.

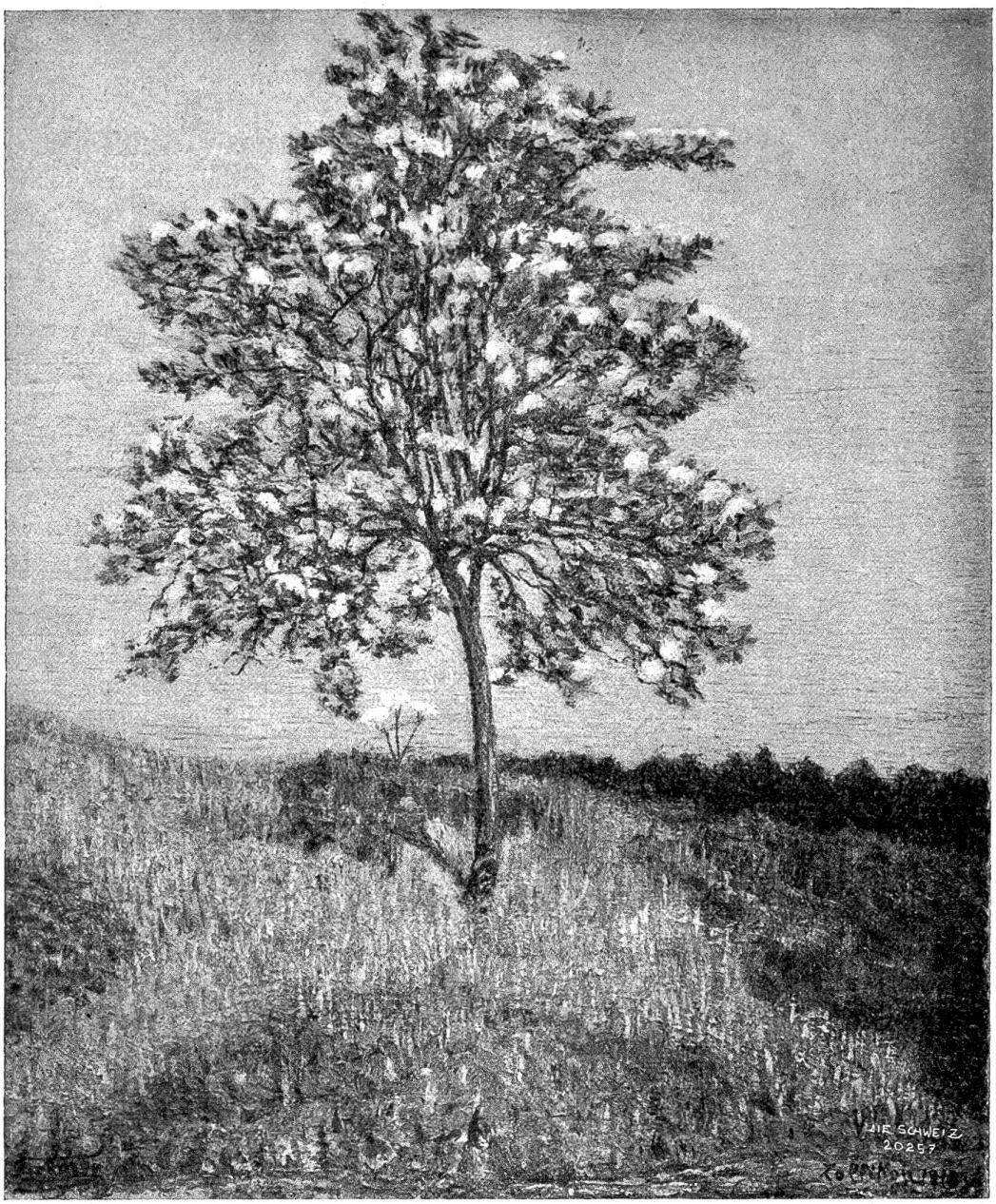
So einer aus Zwischbergen in der Fronleichnamsnacht geboren worden ist, hat er die merkwürdige Gabe, der Heidentaufe zuzusehen. Alle andern Leute können das nämlich nicht. Sie hören bloß das seltsame Murmeln und Flüstern der zu Tal Ziehenden und dann das bange Klagen der Unerlösten.

Der verborgene Schatz.

In den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts war das Zwischbergental von zahlreichen Bergleuten bevölkert, die lange Gänge und tiefe Höhlen in die Hänge des Pizzo Pioltone gruben und Golderz zutage förderten. Lange Eselkarawanen brachten es in Tragkörben zu den Häusern im Stalden herunter, dort wurde es zerkleinert, gemahlen, gewaschen und in spitzen Tiegelchen auf kleinen Oefen geschmolzen; das lautere Metall goß man zu gleißenden Barren. Als nun später der Betrieb eingestellt wurde, zerfielen die Gruben, und die Gebäude verwahrlosten, daß man glauben könnte, der Krieg sei durch das einsame Tal gezogen.

Dort ging die Sage, auf Camonetta habe ein ungetreuer Bergmann einen

*) über eine Fluh stürzen. — **) Gespenstchen.



Gottardo Segantini, Maloja. **Blühender Holunder** (Zollikon 1918).

ganzen Schatz an Goldbarren vergraben. Hoch oben sah man um Mitternacht oft auch ein Lichtlein hin- und hergehen, obschon kein Mensch mehr dort wohnte. „Die Flamme schreitet den Schatz ab, drei Schritt her und drei Schritt hin," behaupteten die Zwischberger. Weil aber die Stelle verrufen war, wagte sich keiner hinauf, so sehr es manch einen auch lockte, das Gold zu heben und auf einen Schlag ein steinreicher Mann zu werden. Lieber rang er auf steilem Aeckerchen dem Boden einige Kartoffeln ab, hielt ein paar magere Kühlein und lebte von Käse und brandschwarzem Hartbrot.

Einmal jedoch kam ein neuer Grenzwächter nach Gondo. In der Weinschenke des Protti Giovanni vernahm er die Geschichte von dem verborgenen Schatze und beschloß, sich seiner zu bemächtigen. Eines Abends stieg er mit einer Hacke auf der Schulter bergan, nachdem er zuvor in die Beichte gegangen war und sich ein Amulett an einem Silberkettlein um den Hals gelegt hatte.

In der Nähe der Häuser auf Camo-

netta setzte er sich auf einen Stein und erwartete die Mitternachtstunde. Als das schreitende Flämmchen erschien, eilte er hinzu und hob die Hacke — aber schlagen konnte er nicht. Eine schneeweiße Hand packte ihn in dem Augenblicke an der Gurgel, daß ihm fast der Atem ausging und es ihm blau und grün wurde vor den Augen, und eine feuerrote Hand mit langen Krallen fuhr ihm über das Gesicht, daß ihm das Blut über die Wangen in den Hemdkragen hinunterlief. In der Angst ließ er sein Werkzeug fahren.

„Willst du mein Gold, so will ich dein Leben!" zischte eine Stimme.

„Heilige Maria Mutter Gottes, hilf!" röchelte der Grenzwächter mit seinem letzten Atem. Da ließen die Hände von ihm. Er tat einen großen Sprung und flüchtete wie ein Besessener talwärts.

Lange Zeit mußte er mit hoch aufgeschwollenem Kopfe krank liegen, und die Kratzwunden wollten fast nicht zuheilen.

An dem darauffolgenden Tage sahen die erstaunten Leute, daß dort, wo der Grenzwächter von dem Gespenst überfallen worden war, über Nacht eine Häusermauer eingestürzt und das Dach niedergebrochen war. Hochauf häuften sich Schutt und Balken. Das seltsame Lichtlein blieb seitdem verschwunden. Den Zwischbergern aber ist der Ort noch heute unheimlich, und sie vermeiden es, zu einer andern Zeit als am hellichten Tage dort vorbeizugehen.

Karl Hännys Ecce homo.

Zur ersten Kunstbeilage.

Man kennt den Berner Bildhauer Karl Hänny; denn er hat früh schon die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich gelenkt, da er bereits in jungen Jahren durch starkes und vielseitiges Können und durch die trotzige Eigenart seiner Persönlichkeit sich hervortat*). Inzwischen ist der Künstler in die reifen Jahre gerückt und seine Kunst in mancherlei Uebung zur Meisterschaft gediehen, die Persönlichkeit aber hat sich wohl vertieft, doch keineswegs verändert; denn unbeirrbare Ehrlichkeit, Selbsttreue und Wahrheitsmut bestimmen wohl den Grundzug seines Charakters. Diese Ehrlichkeit führte ihn den ehrlichsten Künsten, der körperlich bildenden Skulptur und dem Holzschnitt mit seiner durchsichtigen, unverstellbaren Technik, zu und ließen ihn auf jedem Gebiet die kräftige, in faßbar plastischen Formen verfestigte Art der illusionistisch beweglichen vorziehen. Sein Wahrheitsdrang aber machte ihn zum Forscher, nicht allein in der Welt des Geschauten, sondern auch im Reich der Ideen. Das Bedürfnis, durch die den Künstler in erster Linie lockende Form hindurch ins Innere zu dringen, im Körper die Seele, in der Erscheinung den Sinn zu fassen, führte den Menschendarsteller naturgemäß zum Porträt und weiter den Lebensschilderer zur Symbolik. Ein Beispiel seiner psychologisch tiefdringenden Porträtkunst boten wir jüngst in den nicht bloß als Bild und Holzschnitt trefflichen Gottfried Keller-Bildnissen*), die den Dichter (vom Enface-Bild gilt dies ganz besonders) in neuer persönlicher Auffassung zeigen, vornehm, geistig gesammelt, in einer merkwürdigen seelischen Erhabenheit und doch menschlich so treu, daß einer, der Keller im Leben kannte, diese Porträte als ergreifend ähnlich bezeichnen konnte.

Nicht ein bloß psychologisches Bildnisproblem liegt dem heute wiedergegebenen Christus-Holzschnitt zugrunde. Der Künstler wollte hier noch tiefer graben, und der Philosoph, der Dichter, der Symboliker waren mit am Werk. Das Leid der Welt, das heute Millionen Herzen zerfleischt, wollte er in den Zügen jenes Antlitzes ausdrücken, das die Kunst der ewigen Liebe verliehen hat, der Gottesliebe, die Leid und Schuld der Welt auf sich nahm. Ob Karl Hänny diese gewaltige Aufgabe zu lösen vermochte, darüber zu entscheiden, liegt bei jedem, der das Bild vor Augen bekommt; aber man soll nicht eher urteilen, als bis sich dieses Leidensgesicht einem völlig eingeprägt hat. Erst wenn die schmerzgefüllten Augen, dieser leid-

*) Vgl. die Würdigung Karl Hännys durch Prof. Dr. Artur Weese „Die Schweiz" XIV 1910, 517 ff.

*) Vgl. das Januarheft dieses Jahrgangs.